

# **Eine Lerngemeinschaft von Lerngemeinschaften**

## **Der Beitrag von Juden und Christen für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft**

Festrede aus Anlass der 65. Berliner Woche der Brüderlichkeit

### **I.**

Vielleicht kennen Sie das, so ist das ja manchmal: Wir hören einen Satz oder eine Formulierung, und die Worte, die wir hören, bringen irgendetwas in uns zum Klingen, sie sprechen etwas an in uns. Es ist, also ob sie eine erwartungsvolle Erinnerung in uns wecken. Aber etwas stört. Die Erinnerung bleibt unbestimmt und fremdartig. Unsere Erwartung wird nicht befriedigt. Wir können nicht ausmachen, was uns an ihr vertraut und was unvertraut vorkommt. Eine

solche Empfindung hatte ich, als ich das diesjährige Motto für die „Woche der Brüderlichkeit“ erfuhr. Sie alle wissen, wie es lautet: „Nun gehe hin und lerne“. Was damit für mich begann, war – passend zum Motto selbst – ein intensiver Lernprozesses, auf dem ich Sie gerne ein Stück weit mitnehmen möchte.

## II.

Ich lernte zunächst Faktisches. Beispielsweise dass dieser Satz auf den berühmten Rabbi Hillel zurückgeführt wird, der um die Zeitenwende herum dem jüdischen Hohen Rat in Jerusalem vorstand, dessen Lebenszeit sich also zumindest für einige Jahre mit derjenigen Jesu von Nazareth überschneidet. Ein Nicht-Jude, so die Geschichte, stellte den Rabbi vor eine unlösbar scheinende Aufgabe. Er verlangte von ihm einen Blitzkurs im jüdischen Glauben. Die Tora in Twitterlänge, würde man heute vielleicht sagen. Das Judentum in 140 Zeichen. Was man halt so tippen kann, dieweil man auf nur einem Bein steht. Natürlich war schon damals nicht anders als heute höchst umstritten, ob wirklich immer in der sprachlichen Kürze die Würze liege. Hillels strenger Glaubensbruder, der Rabbi Schammai, bezweifelte das. Schon das bloße Ansinnen des fraglichen Nicht-Juden lehnte dieser empört ab. Rabbi Hillel dagegen nahm die Herausforderung nicht nur unbefangen an. Er beantwortete die an ihn gerichtete Frage so, dass seine Antwort zu einer noch größeren Herausforderung für den Fragesteller wurde. Die Tora in ihrer letzten und kürzesten Zusammenfassung, so der Rabbi, das sei – in unseren Worten – nichts anderes als die „Goldene Regel“: „Was dir nicht lieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht. Das ist die ganze Tora und alles andere ist nur Erläuterung.“ Aber die graue Theorie des Wortes, fügte er verdeutlichend hinzu, das sei ja allenfalls die eine Hälfte

der Wahrheit. Die andere Hälfte ist die bunte Praxis der Tat. Deshalb der Zusatz: „Gehe hin und lerne.“ Ich verstehe ihn als einen Hinweis auf die Alternativlosigkeit tätigen Lernens. Der gewitzte Nicht-Jude hatte mit seiner hinterlistigen Fragestellung wohl auf eine Zeitersparnis spekuliert. Mit Rabbi Hillels Antwort kippte sein Vorhaben in das genaue Gegenteil um. Was er vorne an Zeit gespart hatte, das würde er, um ein Vielfaches verlängert, hinten wieder anhängen müssen. Lebenslanges Lernen!

### III.

Das Jahresmotto der „Woche der Brüderlichkeit“ hatte für mich, wie gesagt, zugleich etwas Vertrautes und Unvertrautes an sich. „Gehe hin und *lerne*.“ Etwas, das ich nicht benennen konnte, kam da bei mir ins Schwingen. Aber was? Und dann nach einer Weile ging es mir plötzlich auf. Wir sind uns ja oft gar nicht recht bewusst, wie sehr wir und unsere Vorstellungs- und Gedankenwelten, unsere Erwartungshaltungen, Wahrnehmungen und Deutungsperspektiven durch kulturelle und auch religiösen Vorprägungen und Muster mitbestimmt sind. Genau so war es mir in diesem Fall ergangen. Was ich gehört hatte, war: „Gehe hin und *lerne*!“ Was ich allem Anschein nach erwartet hatte, war: „Gehet hin und *lehret*!“ „Gehet hin und lehret alle Völker, tauft sie ...“ (Mt 28,19) – mit diesen Worten beginnt nämlich der am Ende des Matthäusevangeliums überlieferte so genannte Missionsbefehl Jesu an seine Apostel. Lernen oder Lehren?! Offenbar lag das seltsame Unbehagen, das ich die ganze Zeit empfunden hatte, genau in dieser inhaltlichen Diskrepanz zweier formal gleichartiger Sätze beschlossen. Während Rabbi Hillel zum Lernen aufforderte, legte sein etwas jüngerer Zeitgenosse, Jesus von Nazareth, scheinbar alles Gewicht

auf das Lehren. Ein vollendeter Widerspruch?! Sollte sich das Verhältnis zweier Religionen, die so eng miteinander verwandt sind wie das Judentum und Christentum, durch einen so schlichten Antagonismus auf den Punkt bringen lassen? Das Judentum: eine *Lerngemeinschaft*. Das Christentum: eine *Lehrgemeinschaft*?

#### IV.

Schon vor Rabbi Hillel und auch nach ihm noch hat sich das Judentum jedenfalls – so habe ich lernen dürfen – stets als eine Lerngemeinschaft verstanden. Die tiefsten Wurzeln dafür liegen im Buch Deuteronomium, das Juden wie Christen heilig ist. Dort steht: „Mose rief ganz Israel zusammen. Er sagte zu ihnen: Höre, Israel, die Gesetze und Rechtsentscheide, die ich euch heute vortrage! Ihr sollt sie lernen, sie bewahren und halten“ (Dtn 5,1).<sup>1</sup> Schon an dieser grundlegenden Stelle, auf die ja dann nichts Geringeres folgt als die Verkündung der Zehn Gebote, wird der enge Zusammenhang von Denken und Handeln, von Theorie und Praxis deutlich, auf den auch Rabbi Hillel abhob. Der große jüdische Gelehrte Leo Baeck (1873-1956) hat zuletzt noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts das „Judentum als Lerngemeinschaft“ in den Mittelpunkt seiner „Konzeption einer pädagogischen Religion“ gestellt.<sup>2</sup> Das Judentum: eine Lerngemeinschaft – keine Frage!

---

<sup>1</sup> Vgl. Peter Brandt, Das Gottesvolk als Lerngemeinschaft. Biblische Grundlagen lebenslangen Lernens, in: Report 32 (2009), 25-35, hier 29: „Die Tora definiert in Bezug auf sich selbst eine dauernde Lernverpflichtung.“

<sup>2</sup> Ralf Koerrenz, Das Judentum als Lerngemeinschaft. Die Konzeption einer pädagogischen Religion bei Leo Baeck (Forum der Pädagogik und Didaktik der Religion 6), Weinheim 1992.

## V.

Wie aber stand und steht es um das Christentum? Mich hat diese Frage sehr beschäftigt. Ich nahm, um Klarheit zu gewinnen, das Neue Testament in der griechischen Originalsprache zur Hand und erlebte eine gelinde Überraschung. Das bisweilen mit „lehren“ übersetzte griechische Wort, das Matthäus im genannten „Missionsbefehl“ verwendet, lautet in der Ursprungssprache „μαθητεύσατε“. Der „μαθητής“, das meint im Griechischen den Jünger, den Lehrling, man könnte auch sagen: den Schüler eines Meisters. Mit „lehren“ ist der gemeinte Sachverhalt daher nur sehr unglücklich, ja missverständlich ausgedrückt. Allenfalls ein Teilaspekt dessen, was eigentlich gemeint ist, ist damit abgedeckt. Will man den Ursprungssinn aufgreifen, so wird man daher nicht sagen dürfen: „Gehet hin und *lehret*“. Nicht darum geht es ja, genau genommen, dass die einen etwas lehren, sondern umgekehrt darum, dass die anderen etwas lernen. Die gängige Verdeutschung: „Gehet hin und *macht* alle Völker zu *Jüngern*“ entspricht exakt der eigentlichen Wortbedeutung. Aber aus historischen Gründen hat „Jüngermachen“ etwas von Zwang und Unterdrückung an sich, das dem griechischen Wort völlig fremd ist. Vielleicht müsste man etwas umständlicher, aber ebenso treffend sagen: „Gehet hin und ladet ein zum Lernen.“ Natürlich rücken die Apostel damit zu so etwas wie Lehrern auf, zu Lehrern nämlich ihrer potentiellen Schüler. Aber weil es – theologisch betrachtet – nur einen wahren Meister gibt, Jesus Christus, deshalb bleiben auch sie zuletzt immer Schüler, fortgeschrittene Schüler, gewiss, aber doch Schüler. Ihr Lehren ist gewissermaßen eine besonders intensive Form des Lernens. Die *ecclesia docens*, die „lehrende Kirche“, ist selbst mehr noch als dass sie lehrt, „lernende

Kirche“, *ecclesia discens* – ein Gedanke, der bei Gelegenheit durchaus eine vertiefende theologische Betrachtung lohnen würde.

Allerdings muss sogleich selbstkritisch hinzugefügt werden: Über viele Jahrhunderte hin hat sich im christlichen Selbstverständnis eine Deutung durchgesetzt, die mehr auf das Lehren denn auf das Lernen setzte. Die Übersetzungsgeschichte unserer Matthäus-Stelle ist dafür ein aufschlussreiches Indiz. Schon die spätantike Vulgata-Übersetzung des Neuen Testaments – durch den heiligen Hieronymus angefertigt und im Westen für weit mehr als ein Jahrtausend die maßgebliche Bibelfassung – verschob den Hauptakzent vom Lernen zum Lehren, wortwörtlich zum „Dozieren“ des Glaubens: „Euntes *docete*“, heißt das Matthäuszitat in lateinischer Sprache.<sup>3</sup> Martin Luther hielt es in seiner deutschen Bibelübersetzung von 1545 eher mit dieser lateinischen Übersetzung von Mt 28,19 als mit dem griechischen Wortlaut. Er übertrug: „Darumb gehet hin / vnd *leret* alle Völcker“. In dieser sprachlichen Fassung ist das Diktum in das religiöse Gedächtnis des deutschsprachigen Protestantismus und von dort aus dann schließlich in unser gemeinsames kulturelles Gedächtnis eingegangen – und dort bis heute mit großer Selbstverständlichkeit präsent. Mir selbst ist ja zuerst die Luther-Übersetzung in den Sinn gekommen, als ich mich mit unserem Jahresmotto beschäftigte, und nicht die Übertragung der so genannten Einheitsübersetzung, die katholischer Standard ist, und in der es heißt: „Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern“.<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> Vgl. Ulrich Luz, Das Evangelium nach Matthäus, 4. Teilband: Mt 26-28 (EKK I/4), Neukirchen-Vluyn 2002, 443f.

<sup>4</sup> Vgl. dazu etwa Ist der Missionsbefehl falsch wiedergegeben?, in: *ideaSpektrum* 1,2017, 15.

## VI.

Verstehen sich das Judentum wie das Christentum als Lerngemeinschaften, so liegt aber doch noch einmal die Rückfrage nahe: Was meint eigentlich „Lernen“? Um welche Art von Lernen geht es da eigentlich? Was und wie sollen und können Juden und Christen heute lernen, über sich selbst sowie über- und voneinander? Und können andere davon etwas lernen?

Zunächst gilt: „Wenn wir [...] fragen, was ‚Lernen‘ bedeutet, muss mit der modernen Pädagogik und Religionsdidaktik davon ausgegangen werden, dass dieser Begriff die ganze menschlichen Person in ihrem Leben, Denken und Handeln betrifft, und zwar während des ganzen Lebens.“<sup>5</sup> Damit ist Wesentliches gesagt!

In Anlehnung an das diesjährige Jahresmotto „Gehe hin und lerne“ könnte man vielleicht zwei Arten des Lernens unterscheiden: ein „sitzendes Lernen“ und ein „gehendes Lernen“. Lernen im Sitzen, das würde dann die klassische, durch Lehre erreichbare Wissenserweiterung meinen, die ein wichtiger Bestandteil von Lernprozessen ist und immer bleiben wird. Das gilt auch in religiösen Bildungskontexten: „Bescheid zu wissen in religiösen Fragen, religiöse Grundmuster zu kennen, die Sprache des Religiösen wenigstens ansatzweise ‚sprechen‘ zu können, verschiedene Religionen und deren Lebensäußerungen zu verstehen – all dies sind wesentliche Punkte religiöser Lernprozesse, die für heutige Gesellschaften und die Probleme in der politischen Welt wichtig sind.“

---

<sup>5</sup> Stephan Leimgruber, Die gesellschaftliche und religionspädagogische Bedeutung interreligiöser Lernens, in: Andreas Renz/Stephan Leimgruber (Hg.), Lernprozess Christentum – Islam. Gesellschaftliche Kontexte – theologische Grundlagen – Begegnungsfelder, Münster 2002, 5-16, hier: 9.

Aber ein solch sitzendes „Schreibtischlernen“ droht – für sich allein genommen – leicht in eine intellektualistische Engführung hineinzuführen, die gefährlich ist. Jedes Lernen, auch das religiöse, umfasst ja „in seiner Tiefe [...] die ganze Person des Lernenden, seine Einstellung, sein Handeln, sein Denken, sein Leben“. Das Ziel ist ein größeres und umfassenderes als die bloße Wissensvermehrung, so wichtig diese ist: „Religiös Lernende verändern sich in ihrer Beziehung zu sich selbst, zu Welt und Wirklichkeit und in ihrem Gottesverhältnis.“<sup>6</sup> Und deshalb kann und wird es niemals einzig und allein darum gehen, die Heiligen Schriften, den Katechismus oder sonstige religiöse Texte einfach auswendig zu lernen, so wichtig und hilfreich dies sein mag. Es geht im Judentum und im Christentum eben „nicht vornehmlich um die Übernahme von Wahrheiten aus einem lehramtlichen Katalog, sondern um die Inspiration“ der religiös Lernenden „durch das begeisternde und authentische Zeugnis von Menschen, die sich vor ihnen bereits für die Wahrheit [ihrer Religion] entschieden hatten. Vor diesem Hintergrund“, so der Münsteraner Religionspädagoge Clauss-Peter Sajak, erscheinen zeitgenössische Lerntheorien aus Neurobiologie und empirischer Bildungsforschung erst recht plausibel: Lernen gelingt am besten in einem Klima der Wertschätzung und Anerkennung und in der Begleitung durch Menschen, die als Vorbilder und Quellen der Inspiration positiv wirken. Theologisch formuliert: Die Wahrheit wird als bezeugte, ‚gelebte‘ thematisch“.<sup>7</sup> Einfacher gesagt: Nicht Formeln und Definitionen machen den Glauben glaubhaft, sondern Gesichter und Geschichten. Lernen braucht die Lerngemeinschaft, braucht stabile, qualitätvolle Beziehungen, braucht Wertschätzung, positive Bestärkung, eine Atmosphäre des Vertrauens.

---

<sup>6</sup> Reinhold Boschki, Einführung in die Religionspädagogik, Darmstadt 2008, 77; vgl. auch Burkard Porzelt, Grundlegung religiöses Lernen. Eine problemorientierte Einführung in die Religionspädagogik, Bad Heilbrunn <sup>2</sup>2013.

<sup>7</sup> Clauss Peter Sajak, Der Schlüssel ist die Beziehung, in: HerKorr 2017, 47-50, hier 50.

Wenn überhaupt sich der Glaube lernen lässt, dann nur in guten Gemeinschaften. Das wirklich Wichtige lernen wir doch von Menschen, die eine Bedeutung für uns haben. Das meinte Rabbi Hillel, als er sagte: „Gehe hin und lerne“. Das meinte auch der Evangelist Matthäus, als er Jesus sagen ließ: „Gehet hin und ladet ein zu lernen.“

Der schulische Religionsunterricht und die akademische Ausbildung von Theologinnen und Theologen sind – um dies noch hinzuzufügen – gerade in einem säkularen Kontext wie hier in Berlin von grundlegender Bedeutung, weil sie für ein ganzheitliches Lernen stehen. Sie vermitteln ein Wissen, das mehr ist als bloßes Wissen, nämlich ein Wissen, das Orientierung zu geben, Identität zu stiften und zu stärken vermag.

## VII.

Mindestens genauso wichtig wie das Lernen über die eigenen religiöse Tradition ist in unserer Gegenwart das Lernen, das Kennenlernen anderer religiöser Traditionen. Der interreligiöse Dialog, das interreligiöse Lernen spielt heutzutage eine Rolle, die kaum überschätzt werden kann, vor allem dann, wenn es sich nicht nur um ein „sitzendes“, sondern um ein „gehendes Lernen“ handelt. Wenn wir nämlich lernen, die religiösen Zeugnisse anderer Religionen unvoreingenommen wahrzunehmen; wenn wir religiöse Phänomene nicht nach unseren eigenen Vorstellungen, sondern aus ihrem Kontext heraus zu deuten beginnen; wenn wir personale und mediale Begegnungen initiieren, die in eine persönliche und existentielle Auseinandersetzung hineinführen; und wenn wir bei

all dem lernen, bleibende Fremdheit zu akzeptieren und zu respektieren:<sup>8</sup> Dann wird der interreligiöse Dialog zu einem großen Erfolg. Dann lernen wir gemeinsam zu fragen: Was glauben Juden? Was glauben Christen? Wo bleibt Gott in dieser Stadt Berlin? Wie können wir gemeinsam den Weg eines Lernprozesses mit Gott beschreiten, der uns selbst und unsere Gesellschaft bereichert?

Denn darauf müssen wir uns ja einstellen: Wir leben in einer Stadt, in der viele Menschen Gott nicht kennen. Einige von ihnen lehnen den Gottesglauben aus den verschiedensten Gründen heraus rundweg ab. Andere kennen zwar die Frage nach Gott, halten aber eine Antwort auf diese Frage für unmöglich und bleiben deshalb unentschieden. Ob uns aber ausreichend bewusst ist, dass es sehr viele und immer mehr Menschen gibt, denen sich die Gottesfrage überhaupt noch nie gestellt hat, geschweige denn in jener letzten Ernsthaftigkeit, die diese für uns grundlegendste Fragen allen menschlichen Lebens verlangt? Manche, denen ich begegne, wundern sich aufrichtig darüber, dass es Menschen gibt, die sich die Frage nach Gott stellen, die ihr ganzes Vertrauen auf diesen Gott setzen oder es zumindest versuchen. Vor diesem Hintergrund müssen wir uns immer vor Augen halten: Wir sind zuletzt nicht für uns selbst da, sondern für alle, die in unserer Gesellschaft leben, auch und gerade für die, denen das, was uns das Wichtigste ist, völlig fremd ist. Wir werden dadurch, dass wir in einen offenen Dialog mit ihnen eintreten, einen wirklichen Beitrag leisten zur Beantwortung der großen Frage nach dem „kulturellen Selbst“, das uns auszeichnet, nach dem „ethische[n] und kulturelle[n] [und religiösen! H.K.] Fundament gelingender Demokratie“, von dem wir alle leben.<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> Vgl. zu diesem Fünf-Phasen-Modell des interreligiösen Lernprozesses Stefan Leimgruber, *Bedeutung* (wie Anm. 5), 10.

<sup>9</sup> Wolfgang Thierse, *Mehr kulturelles Selbstbewusstsein wagen*, in: FAZ vom 11. April 2016.

## VIII.

Die diesjährige Trägerin der Buber-Rosenzweig-Medaille, die „Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden (KLAK)“, macht auf beeindruckende Weise deutlich, dass, wer dem anderen begegnet, vor allem über sich selbst etwas lernen kann. Die Lerngemeinschaft der Juden und die Lerngemeinschaft der Christen sind längst zu einer Lerngemeinschaft von Lerngemeinschaften geworden. Und genau darin besteht womöglich der wichtigste Beitrag, den sie gemeinsam zum gesamtgesellschaftlichen Zusammenhalt aufzubringen vermögen.

Wir leben in einer Zeit, in der große, alte Fragen neu gestellt werden. Gleich in seiner ersten Ansprache als neu gewählter Bundespräsident hat Frank-Walter Steinmeier eine wichtige Beobachtung ausgesprochen, die ich teile, als er sagte: „Viele in unserem Land sind verunsichert. Die Welt [...] scheint aus den Fugen. Aber viele fragen auch: Was ist eigentlich der Kitt, der unsere Gesellschaft im Kern zusammenhält? Und hält dieser Kitt auch für die Zukunft?“ Der künftige Bundespräsident hat damit einen wesentlichen Punkt benannt! Halten wir (noch) zusammen – in unserem unmittelbaren Lebensumfeld, in unseren Religionsgemeinschaften, in unserer Gesellschaft, in Deutschland und in Europa, im globalen Zusammenhang der Weltgemeinschaft? Und wenn ja: *Was* hält uns eigentlich zusammen? Wie können wir in Anbetracht von Zentrifugalkräften, die allerorten stärker zu werden scheinen, unseren Zusammenhalt, die sozialen Kohäsionskräfte, auch für die Zukunft sichern und stärken?

Zu einem solchen Lernprozess gehört auch, wie der ehemalige Bundestagspräsident Wolfgang Thierse vor einiger Zeit formuliert hat, die Frage, „welchen

(nicht nur historischen) Rang und welche Gegenwärtigkeit die christlich-jüdische Prägung unserer Kultur (die sie in Widerspruch und Gemeinsamkeit mit dem Prozess der Aufklärung erfahren hat) beanspruchen darf und soll“.

Denn: „Nicht einfach Atheismus, nicht Laizismus ist die Antwort auf ‚Religion im Plural‘, auf Weltanschauungen und Kulturen im Plural, sondern eine Zumutung anzunehmen. Diese Zumutung besteht darin, sich der Anstrengung unterziehen zu müssen, das Eigene zu vertreten und zu übersetzen, den Anderen zu verstehen, eine gemeinsame Sprache zu finden.“<sup>10</sup> So Wolfgang Thierse.

## IX.

Die Schwierigkeiten und Herausforderungen, vor die ein so anspruchsvolles Lernprogramm stellt, sind gewaltig. Das steht mir als Erzbischof von Berlin besonders deutlich vor Augen. Denn wie unter allen Menschen, so gibt es auch unter den katholischen Christinnen und Christen hierzulande einige, die sich auf unsere Gegenwart ihren ganz eigenen Reim machen. Bekanntlich stimmte Jesus einem gelehrten Juden zu, der einmal das Gesetz im so genannten Doppelgebot der Liebe zusammenfasste: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele mit deiner ganzen Kraft und deinem ganzen Denken, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lk 10,27 unter Verwendung von Dtn 6,5 und Lev 19,18). Aber – so schlussfolgern nun einige unserer Zeitgenossen – Nächstenliebe könne doch nur bedeuten, dass man zunächst einmal sich selbst liebt, seine Familie, seine Gruppe, seine Heimat, sein Land, seine Nation. Nur was dann noch übrig bleibe an Liebe könne und dürfe an Dritte verausgabt werden, an Fremde und Flüchtling etwa. Ich

---

<sup>10</sup> Thierse, Selbstbewusstsein (wie Anm. 9).

möchte an dieser Stelle sehr deutlich sein: Ich lehne eine solche Auslegung des Christentums, die das Eigene unterschiedslos über das Fremde stellt, mit Nachdruck ab, weil sie an allem vorbeigeht, was Jesus vorgelebt hat. Hier liegt ein grundlegendes Missverständnis vor über das eigentliche Anliegen Jesu, der doch an anderer Stelle die Nächstenliebe sogar noch zur Feindesliebe steigerte. Was wie ein kirchliches Problem aussieht, ist aber in Wirklichkeit ein viel größeres, gesellschaftliches. So sauber lassen sich die Welten ja gar nicht voneinander trennen. Und die populistische Herausforderung existiert ja nicht nur in den Kirchen. Populismus besteht – etwas überspitzt gesagt – in der Überzeugung, dass man vom anderen nichts mehr zu lernen braucht, nichts mehr von ihm lernen kann, weil man schon alles oder doch das Wesentliche längst weiß. Ein solches Denken und Handeln hat Auswirkungen auf unser Zusammenleben und bis in die Politik hinein. Lassen Sie mich zu gewissen Tendenzen, die in unserer Gesellschaft zu beobachten sind, in aller Deutlichkeit sagen: Wer Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, die Angst vor Flüchtlingen oder den Hass auf religiös Andersdenkende schürt, der hat den Boden des Christentums, den Boden jeglicher Religion und Humanität längst verlassen. Nach einem langen, schmerzlichen Lernprozess wissen Christinnen und Christen heute, dass Antisemitismus und Antijudaismus im Christentum keinen Platz haben und haben dürfen. Wir werden uns solchen und ähnlichen Tendenzen im Allgemeinen wie im Besonderen jeglichen Versuchen, das Christentum für sie zu vereinnahmen, mit aller Kraft entgegenstellen!

## X.

Ich möchte abschließend noch einmal meine große Freude zum Ausdruck bringen, dass die Buber-Rosenzweig-Medaille in diesem Jahr an die „Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden (KLAK)“ vergeben wird. Diese Auszeichnung macht deutlich: Jüdische und christliche Gläubige gehören Lerngemeinschaften an, die lange schon bereit sind, voneinander zu lernen. Wer aber durch den anderen angeregt wird, das habe ich selbst durch den Satz des Rabbi Hillel lernen dürfen, der lernt zuletzt immer auch etwas über sich selbst. Juden und Christen gehören Lerngemeinschaften an, und sie bilden gemeinsam eine Lerngemeinschaft von Lerngemeinschaften, wofür ich, wofür wir alle aufrichtig dankbar sind. Geben wir unsere guten Lernerfahrungen weiter! Könnte nicht gerade das gemeinsame Lernen jener Kitt sein, der uns auch in größeren Zusammenhängen in der Zukunft zusammenhält? Ist es eine zu große Hoffnung: unsere ganze Gesellschaft als eine Lerngemeinschaft von Lerngemeinschaften? Machen wir uns also das diesjährige Jahresmotto zu Eigen. Gehen wir hin und lernen!

Berlin, 5. März 2015

Dr. Heiner Koch  
Erzbischof von Berlin